

Eigentümlichkeiten pietistischen und rationalistischen Denkens in der Basler Kindererziehung im 19. Jahrhundert

Autor(en): **Vöchting-Oeri, Luise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **65 (1965)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117467>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eigentümlichkeiten pietistischen und rationalistischen Denkens in der Basler Kindererziehung im 19. Jahrhundert

von

Luise Vöchting-Oeri

Gewisse Merkmale, die das 18. Jahrhundert charakterisieren, wirken bis in die Anfänge des unsrigen nach. Dies gilt nicht zuletzt für die Kindererziehung, auch wenn jede Elterngeneration danach trachtet, die damit zusammenhängenden Fragen neu durchzudenken und im Einklang mit ihrer Zeit zu lösen.

Dem 18. Jahrhundert wohnte großer schöpferischer Drang inne. Es nahm das formschaffende Spiel der Renaissance auf und schlug neue, ungewohnte Wege ein. Dem Innenleben jener Zeit war der Glaube an die eigene Fähigkeit sieghaft bewußt. Er gründete sich auf die naturwissenschaftlichen Fortschritte, auf seine durch Nachdenken errungenen Entdeckungen und förderte die Überzeugung, daß der Mensch zur Herrschaft über die Erde berufen sei.

Diese Erkenntnis drang bis in die feinsten Verästelungen des europäischen Geistes vor. In Joseph Haydns Oratorium «Die Schöpfung», wird Adam, die Krone der aus dem Chaos erschaffenen Welt, mit den stolzen Worten vorgestellt: «...gen Himmel aufgerichtet steht der Mensch, ein Mann und König der Natur.» Robinson Crusoe eroberte sich die allgemeine Bewunderung seiner Zeitgenossen als der erfindungsreiche, über alle Gefahren triumphierende Abenteurer. Seine nie versagende Fähigkeit sich selber zu helfen, bildet zu Haydns ariosem Gesang gewissermaßen das praktische Gegenstück.

Im Einklang mit der Schöpferkraft künstlerischen Sehens und Formens verband jene Zeit die feste Zuversicht, diesen Naturdrang auch in die richtigen Bahnen lenken zu können. Schleiermacher, dessen berühmte «Predigten über den christlichen Hausstand» auch in Basler Häusern gelesen worden sind, formuliert diesen Gedanken für das Gebiet der Erziehung folgendermaßen: «Wenn die Zucht bewirkt, daß niedere Triebe der Natur sich der Herrschaft der höheren unterwerfen, so erfährt das Kind die Wohltat der Willenskraft, die es dem Guten zuführt, eine Ahnung von Freiheit und innerer Ordnung wird seine Seele berühren.» Ganz allgemein war

man geneigt, in seinem Mitmenschen einen gleichfalls nach Tugend und Glückseligkeit strebenden Bruder zu erblicken. Auf dieser Annahme beruhte jedenfalls die Gründung der Geheimbünde und -gesellschaften. Auf den Urkunden, welche im 18. Jahrhundert die Aufnahme in den Freimaurerorden dokumentieren, öffnet sich vor dem Blick das Innere eines riesigen Tempelraumes. Wer diese Halle als Gleichgesinnter betrat, durfte sich in seinem Trachten den Brüdern zugehörig fühlen. Der reiche Schmuck des Heiligtums, der überfließenden Baulust seines Jahrhunderts Rechnung tragend, erinnerte zugleich in mahnenden Sinnbildern an das vielseitige, unermüdliche Wirken, einen geistigen Oberbau zu errichten. Deshalb gehört in diese Zusammenhänge auch der Weisheit Tempel aus der «Zauberflöte», der märchenhaft aus den Theaterkulissen auftaucht und durch Mozarts Musik zu einer wirklich geheiligten Stätte erhoben ist. Seine Pforten stehen dem, welcher «standhaft, duldsam und verschwiegen» ist, offen.

Wie wirkten sich diese Strömungen aus, wie gelangte das lebhafteste, sich ständig erneuernde philosophische Gespräch in den Bereich des täglichen Lebens?

Zwei Kräfte waren am Werk, eine Zeitenwende einzuleiten und zu beschleunigen: einmal die *Verbürgerlichung*, der das 18. Jahrhundert in immer rascherem Wirbel entgegentrieb, ferner, aufs engste damit verbunden, das Emporwachsen des Menschen aus der Masse, seine Geltung als denkendes, wählendes *Individuum*.

Jenes Jahrhundert, das so ausgesprochen das Merkmal der Schöpferfreude in sich trägt, steht außerdem im Zeichen des *Absolutismus*. Diese Tatsache widerspricht nur scheinbar dem Aufkommen eigenpersönlichen Lebens. Absolut war freilich die Staatsform, absolut das autoritäre Regiment, welches auch vor den Kirchentüren nicht halt machte. Aber, wenn auch den Untertanen von der Kanzel jene Tugend verkündigt wurde, die das Privatleben gewisser Landesväter allzu augenfällig vermissen ließ, tat sich in diesem scheinbaren Gegensatz trotzdem kund, daß «die staatskirchliche Tendenz und der Individualismus dieser Zeit Kinder eines und desselben absolutistischen Geistes und Willens» waren, wie Karl Barth in seiner großangelegten Schau über die geistigen Richtungen des 18. Jahrhunderts sich ausdrückt. Auf weltlichem und geistlichem Gebiet bemächtigte sich der Zeitgeist seiner so ungleichen Kinder und formte sie nach seinem Willen. Was sich auszuschließen schien: Regiment von oben und eigenes Denken der Beherrschten, war in zweierlei Gestalt Ausdruck der einen überstarken Neigung: den gegebenen Stoff zu prägen.

Die Zeiträume, die der Aufklärung vorangingen – als «vormo-

den» klassifiziert –, muten, mit der neuen Bewegung verglichen, an wie der träge Lauf eines Baches. Er zieht mit seinem Gefälle von einer Geschlechterstufe zur andern, in immer gleichem Rhythmus. Das Familienleben beruhte weitgehend auf dem Fundament einer in sich ungeteilt lebenden Hausgemeinschaft. Dieser kleine Kosmos, ob adeliger, bürgerlicher oder bäuerlicher Gestalt, umfing den erwachenden Geist des Kindes als eine festgefügte Welt. Die Erziehung im jeweiligen kleinen Hausstaat baute sich auf dem Grundsatz des «Mit- und Nachahmens» auf. Der Knabe sollte mit instinkthafter Geschicklichkeit dem Meister ein Handwerk ablernen, das anstellige Mädchen die weiblichen Hantierungen im Fluge aufnehmen. So wuchs der Bauernjunge auf dem Felde zum Landmann heran, der Kaufmannssohn erklimmte vom Lehrlingspult im väterlichen Kontor die Stufenleiter seines Berufes.

Das Sich-Emporrecken des Einzelnen aus seiner Umwelt brachte eine gefährliche Unruhe in die bisher geltenden Ansichten. Das Sich-Loslösen vom herkömmlichen Denken bewirkte eine Umwälzung, welche das ganze 18. Jahrhundert kennzeichnet. Die Meinung, daß jedermann sein persönliches Leben, seine eigenen Gedanken und Wünsche denen der Gemeinschaft vorangehen lassen dürfe, war bestürzend. Bisher hatte das Verhältnis des Untertanen sowohl als das der unmündigen Jugend auf Unterordnung beruht. Im Raatssaale regierten «Meine Gestrengen gnädigen Herren», die Kirche galt als Stellvertreterin Gottes auf Erden. In den Familien war dem Vater, als dem verkleinerten Spiegelbilde des Landesvaters, das Herrscherrecht vorbehalten. 1762 erschien J. J. Rousseaus «Emile». Er stellte das ganze Verfahren der «vormodernen» Kindererziehung in Frage. Kein Nachahmen, kein Gebot, kein «darum» auf die Frage nach dem Grund. Das Kind soll durch eigene Erfahrung klug werden. Ist erst seine Wißbegierde geweckt, so wird es, wie Kant auffordert, lernen, «sich seines eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen». «Il ne faut jamais infliger le châtement; il doit toujours arriver à l'enfant comme une suite de ses mauvaises actions» heißt eine der Regeln des Genfer Philosophen.

Die Vernunft war entdeckt. Ihr heller Schein verlieh den bisher geltenden Moralgesetzen einen neuen Inhalt. Wer sich ihrer Herrschaft unterwarf, sah eine bessere Welt entstehen: dem Gespann von Verstand und Tugend folgte im Triumph die Glückseligkeit, mit ihr der Sieg des Guten, das Glück aller verbürgend. Merkwürdig bleibt weiterhin, daß diese Befreiung aus jahrhundertealten Fesseln sich in der Form absolut vollzog. Auf dem Felde der Erziehung verblieb der Zwang der alten Methode noch lange wirksam.

Zwar gab die Schule nun dem Heranwachsenden mit dem Leseunterricht den Schlüssel zum eigenen Nachdenken in die Hand, aber der Stoff blieb weiterhin beschränkt auf Bibel und Gesangbuch. Es ist mehrfach bezeugt, daß nur der, welcher sich in Kenntnissen dieser zwei Bücher genügend ausweisen konnte, wer vor allem die Fragen des Katechismus beherrschte, auch im Rechnen, das in die letzte Nachmittagsstunde eines öden Schultages verbannt war, unterrichtet wurde.

Der Gegensatz zwischen der herkömmlichen Staats- und Familienordnung und der neu anhebenden, vom Eigenwillen des Einzelnen getragenen Lebensgestaltung tritt auch in den beiden evangelischen Konfessionen zu Tage: Pietismus und Rationalismus durchziehen wie zwei Wasseradern die Jahrzehnte, ein und derselben Quelle entsprungen. Ihre Merkmale bleiben bis in die nächsten anderthalb Jahrhunderte hinein fühlbar. Bis 1914 mindestens ist der Einfluß ihrer Kräfte in allgemein geachteten und beobachteten Lebensregeln nicht zu verkennen. Aus den aufstrebenden Kaufmanns- und Handwerkerkreisen hatte sich, unter dem Einfluß der Gelehrtenwelt, der denkende Mittelstand zu bilden begonnen. Dieser sah seine bürgerliche Lebensaufgabe, sein Ziel in dem Ideal, den übernommenen Beruf in möglichst gediegener Weise mit seinem Dasein und Verhalten in Einklang zu bringen. Dieser Wunsch kennzeichnet beide Richtungen: Rationalisten und Pietisten. Die ersteren legten mehr Gewicht auf äußere Ausübung von Tugenden, die sich ganz nüchtern auf den Alltag bezogen: neben der Pflege der Seele sollte die des Leibes nicht vergessen werden; Nächstenliebe, Arbeitsamkeit, Treue sollten Unvernunft und Laster bekämpfen helfen.

Die Ideale des Pietismus richteten sich mehr auf ein Bekenntnis, eine Verinnerlichung höchsten Strebens aus. Sie äußern sich in der Liebe zu Gott und den Brüdern. Sündenbewußtsein, Buße schon in früher Jugend, «selige Compunction», Wiedergeburt vollenden einen Wandel im Angesichte Gottes. Diesem Denken paßt sich auch die Erziehungslehre der Pietisten an, sofern sie auf den Grundsätzen von Aug. Hermann Francke beruhte. Francke legte seinen ganzen Nachdruck auf das Wort aus dem Epheserbrief, welches von der «Zucht und Vermahnung zum Herrn» spricht. Er dehnte diese Stelle bis zur Forderung aus, daß die Kinder sich jederzeit «der Furcht und Liebe des allgegenwärtigen Gottes» bewußt sein müßten. Die Überspanntheit dieses Gebotes, das von vornherein verurteilt war der kindlichen Lebenslust entgegenzulaufen, wetteiferte mit dem weiteren Satz, daß der Wille des kleinen Kindes gebrochen werden müsse. Folgsamkeit in unbedingter Form sollte früh schon

die Jugend mit jener Ergebung bekannt machen, die nötig ist, um unvermeidliche Schicksalsschläge ertragen zu lernen. Noch zu Ende des 19. Jahrhunderts hatte dieser pädagogische Leitsatz in Basel sein Gewicht. Er wurde allerdings durch willenskräftige Naturen etwa damit beantwortet, daß Knaben in aller Stille dem Besuch der Sonntagskinderlehre ein kühles Rheinbad vorzogen. Etwas von diesen äußeren und inneren Kämpfen ist wahrscheinlich in der altbaslerischen Redensart vom «Demutstal» erhalten geblieben. An diesen Ort geriet leicht jener, der, seiner selbst gewiß und von ungebrochenem Lebensmut beseelt, der Gefahr des Hochmutes trotzte und deshalb unversehens zu Fall kam, während umgekehrt die Tugendsamen Gottesfurcht, Demut, Redlichkeit, Ordenssternen gleich, als Erkennungszeichen ausübender Christen sozusagen auf der Brust angeheftet trugen. In pietistischen Kreisen scheute man sich nicht aufzufallen, ja man wünschte es, sich von der Welt abzuheben. «Der Herrnhuter», wird aus Schleiermachers Jugendtagen berichtet, «schwimmt nicht, läuft nicht Schlittschuh, hat keine größere Geselligkeit, besucht kein Schauspiel, tanzt nicht, zecht nicht, spielt nicht, selbst Brettspiele waren im Paedagogium verboten.» In gewissem Umfange haben sich diese Ansichten auch nach Basel verpflanzt. Sehr ähnliche, ungeschriebene Gesetze wurden während der Zeit des Konfirmandenunterrichtes bis zum Beginne des ersten Weltkrieges eingehalten. Sie haben ihren Niederschlag in den bekannten Versen des Stadtdichters Dominik Müller gefunden: «Nicht mehr darf man Schlittschuhlaufen, nicht mehr lustige Sachen kaufen, nicht mehr auf die Messe gehn, nicht die Fasnacht sich besehn.» In diesen Zusammenhang gehört auch das strenge Einhalten der Sonntagsheiligung innerhalb seiner vier Wände. In den alten Familien war es verpönt, Sonntags mit Nadel und Faden zu hantieren. Mochte einen einfallsreichen Sinn noch so sehr die Lust anwandeln, den Figuren und Ornamenten seiner Phantasie auf dem Stickrahmen Form und Farbe zu geben, zuckte es in den Händen, am langen, stillen Nachmittag Weihnachtsarbeiten zu fördern – Handarbeiten am Sonntag wurden nicht geduldet. Ein junges Mädchen, das zu seinem Basler Besuch im Verwandtenkreis freiere Vorstellungen aus seiner nordischen Heimat mitgebracht hatte, zog sich zu seinem Entsetzen die schwere Rüge zu, durch seinen im Advent unzeitgemäß angewandten Fleiß das alt ehrwürdige Familienhaus geradezu entweiht zu haben.

Rationalistische Anschauung und pietistisches Gefühlsleben trennen sich wohl zuzeiten reinlich, aber das mächtige Einzugsgebiet, das christlich-kirchliche Leben jenes ganzen, sich nach der bürgerlichen Seite ausweitenden Zeitalters, nimmt alles in seinem Laufe

mit. «Der gemeinsame Strom asketischer und gefühligter Frömmigkeit» von dem Paul Wernle spricht, machte vor den Türen der Pietisten, der Herrnhuter, Separatisten und ihrer vermeintlichen Aussonderung nicht halt. Das Durcheinander von reformierter, lutherischer, pietistischer und orthodoxer Gläubigkeit, nicht im Sinne einer Unordnung, sondern als ernstliches Suchen nach dem rechten Wege gemeint, läßt sich bei einzelnen Persönlichkeiten beobachten. Jakob Sarasin, der Erbauer des Weißen Hauses am Rheinsprung, entfernte sich, ähnlich wie Schleiermacher, als er die Kinderschuhe vertreten hatte, vom pietistischen Geiste, der in seinem Elternhause geherrscht hatte. Der junge Basler gab sich in seiner Jünglingszeit mit ganzer Seele der Aufklärung hin. Später folgte er, angeregt durch seine Freundschaft mit dem Grafen Cagliostro, einem Drang nach dem Geheimnisvollen. Jakob Sarasin wird damit zum Repräsentanten eines Vorganges, der sich ganz allgemein auf unserem Stadtboden abspielte: der vielfach unbewußten Verflechtung von Mystik und Aufklärung. An ihm und seinem Geschlecht, bei dem man häufig eine von den hugenottischen Vorfahren herrührende und weiterwirkende Neigung zu gesetzlichem Denken im alttestamentlichen Sinne feststellen zu können glaubte, läßt sich wiederum eine allgemeingültige und bemerkenswerte Duldung beobachten, nämlich, daß Herrnhut mit seinen sanften einigenden Bestrebungen in unserem Erdreich «Wurzel fassen konnte», obschon der schweizerischen Reformation doch von ihren Anfängen her ein herber Zug eigen war.

Die Nebengewässer vereinigen sich weiterhin in der allgemein verbindlichen Formel, das Christentum im Leben durch Wort und Tat sichtbar zu machen. Ob diese Gesinnung außen, in der Sonnenhelle der Vernunft, gedieh, ob sie in der behütenden Stille des Gemütes gehegt wurde, die Frage nach dem wahren christlichen Leben wurde von den Aufklärern und den «Stillen im Lande» mit dem gleichen Ernst gestellt. Beide waren sich einig, daß alles Nachdenken und Bekennen seinen Wert nur darin habe, daß es zur Tat werde, in der «praxis pietatis» seinen Ausdruck finde. Mit der Folgerichtigkeit der in ihrem Wesen absolut ausgerichteten Periode ist diese Forderung in die Maßnahmen der Kindererziehung eingegangen und hat generationenlang die Handlungsweise bestimmt. Die Bestrebung, in erster Linie moralisch auf das Werden der Heranwachsenden einzuwirken, hatte fraglos den Vorrang vor der Bemühung, geistige und künstlerische Anlagen zu entdecken und zu fördern. Betragen und Fleiß standen in den Schulzeugnissen obenan und wurden häufig höher bewertet als die Leistungen. Es bedurfte schon eines weitherzigen und humorvollen Vaters, um die Frage

zu stellen, wie sich eigentlich eine schlechte Betragennote mit einer Eins in Religion vertrage.

Was für weitere Spuren pietistischen oder aufklärerischen Denkens lassen sich auf diesem Felde verfolgen?

Es ist bekannt, daß Jung-Stilling in Basel heimisch gewesen ist und Einfluß auf einen ansehnlichen Freundeskreis ausgeübt hat. Im Elternhause der «Schwestern Schorndorff¹» war Hofrat Jung ein gern gesehener Gast. Er stand mit dem Deputaten Daniel Schorndorff-Iselin in regem Briefwechsel. Joh. Heinrich Jung selber, der als Zweijähriger seine Mutter verloren hatte, erfuhr in seiner Kindheit die ganze Schwere einer Erziehung nach streng pietistischen Grundsätzen. «Die Ruthe war sozusagen mein täglich Brot», schreibt der als Augenarzt bekanntgewordene, später weithin berühmte Seelenberater und Schriftsteller, der sein Leben als Hofrat, hochgeachtet von Großherzog Karl Friedrich, in Karlsruhe beschloß. Jung-Stilling hat sein Los mit vielen anderen Kindern geteilt. Es fehlt wahrlich nicht an zeitgenössischen Zeugnissen, daß zu harten Mitteln gegriffen wurde, wenn «Eitelkeit und Torheit» des Kinderspieles nicht gutwillig der «wahren Freude und Herzenslust mit dem ewigen Gut» im Kindergemüt Platz machten. Bis in Stillings späte Lebensjahre ist ihm Gott nicht anders denkbar als ein «Schmelzer und Töpfer», dessen sichtbares Eingreifen in das Schicksal jedes Einzelnen ertragen werden muß. Nun ist aber nicht überliefert, daß der Hofrat Jung in den Basler Familien Kopfhängerei befürwortet habe. Außerdem war Jung-Stilling mit Joh. Caspar Lavater befreundet, Lavater war es seinerseits mit dem Deputaten und dessen Gattin. Beide Männer werden als «amorose, von der ewigen Liebe erfüllte» Christen geschildert. Von beiden Freunden wird auch, unbeschadet ihrer tiefreligiösen Einstellung, bezeugt, daß sie «welt-offen» gewesen sind, der Zürcher seinem Temperament nach auch einem mäßigen Lebensgenuß durchaus zugänglich. Der nicht abzustreitende Einfluß dieser Geister auf das Basler Haus tritt in einer brieflichen Bemerkung Jacob Burckhardts zutage. Er sagt, daß seine Mutter, die ja dem Deputatenhaus unmittelbar entsprungen war, ebenso wie ihre 1889 verstorbene Tochter Louise das «gemeinsam hatten, daß ihre lange religiöse Vorbereitung auf das Ende ihrem frohen Humor gar keinen Abbruch tat».

Demgegenüber liegt, aus einem andern Zweige der Familie Burckhardt stammend, ein kleines Bekenntnisbuch vor, das unverkennbar Züge pietistischer Einwirkung trägt. Auf die Blätter unter

¹ Siehe mein Buch: «Die Schwestern Schorndorff», Fretz und Wasmuth Verlag, Zürich 1941, S. 15.

violettem Samteinband mit eingelassener Blumenstickerei hat die Hand der jungen Besitzerin mancherlei Bibelstellen eingetragen. Es ist auffallend, wieviele der Sprüche von der Buße, der Reinheit und einem nach dem Jenseits gerichteten Sinne zeugen. Dieser offensichtlich für das Welschlandjahr 1852 bei Mademoiselle Groschopff in Vevey gedachte Reisebegleiter offenbart die ganze Ernsthaftigkeit des eben empfangenen Konfirmandenunterrichtes. Die strenge Selbstprüfung, zu der jene Jahrgänge angeleitet wurden, setzte sich später in ganz konkrete Sorge für die nächste Generation um. Es darf nicht als Zeichen der autoritär-patriarchalischen Lebensart betrachtet werden, sondern als Verantwortlichkeit, wenn, noch in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, eine mütterliche Verwandte brieflich bei einer jungen Frau im Ausland sondierte, wie es denn mit dem sonntäglichen Gang zur Predigt stehe, wenn dem Einwurf, die Stadtkirche sei ungeheizt, mit dem Rate begegnet wurde, sich dann eben ein Kohlenbecken geben zu lassen.

Das «examen de conscience», die pietistische Gewissenserforschung, wurde in denselben Jahrzehnten von jungen Basler Mädchen auch in Genf gefordert. Das Haus, in dessen Obhut sie gegeben wurden, existiert noch heute. Ob die jungen Damen die kleine Steinbrücke, die den Hügel der Kathedrale mit den Obergeschossen der aufragenden Bauten verbindet, dazu benutzten, um aus ihren langen Röcken den Straßenstaub vor dem Eintritt in die Etage sorgfältig auszuschütteln? Ob die Betten im Alkoven ordentlich ausgeräumt worden waren? Ob der Handschuh beim Antritt zum Spaziergang in tadellosem Zustand war oder etwas abgeschabt oder ob schon gar eine Fingerspitze vorwitzig durchgeschimmert hatte? Es gab eine ganze Liste solcher Gewissensfragen über praktische und erst recht über geistliche Pflichten, deren Beantwortung verlangt wurde.

Diesen dunkel gefärbten Reminiszenzen aus der Calvinstadt begegnet in Christian Felix Weisse (1726–1804) ein ganz anderer Einfluß. Weisse, der sich bildlich in der Tracht des seiner selbst gewissen 18. Jahrhunderts präsentiert, soll seine Mitmenschen mit Augen voller «Anmut, Güte und Freundlichkeit» angestrahlt haben. Ihm, der «gerne der gesunden Vernunft und der Religion» dienen wollte, lag vor allem am Herzen auf das reifere Kindesalter einzuwirken. Deshalb ging er, der Freund Lessings und selber weiterhin bekannt als Komödiendichter, dazu über, den «Kinderfreund» zu verfassen. In dieser Jugendzeitschrift, deren Lieferungen 1775 begonnen haben, wird das Bild einer Familie gemalt, wie sie sich im Verlaufe der Jahre entwickelt. Weisse setzte, einem ori-

ginellen Einfall folgend, an Stelle der epischen Schilderung die Unterhaltung und ließ die Personae dramatis wie in einem Stück, in Rede und Gegenrede, Meinungen und Begebenheiten verhandeln. Diese neue Art, sich dem kindlichen Geiste zu nähern, ihm das «Vernünftige und Zweckmäßige wahrer Bildung» beizubringen, war von großem Erfolge begleitet. Jung und alt, hoch und niedrig, evangelische und katholische Leser waren begeistert von dem neuen literarischen Genre. Selbst im Ausland wurde man auf den Verfasser aufmerksam, der sich übrigens persönlicher oder doch brieflicher Beziehungen mit vielen namhaften Schriftstellern seiner Zeit rühmen durfte; sie reichten von Klopstock zu Bodmer; Gellert, Wieland, Sulzer, ja selbst J.-J. Rousseau gehörten zu seinem Bekanntenkreis. Ein Exemplar des «Kinderfreundes» gelangte durch Vermittlung von Standespersonen sogar nach Neapel an den Hof der Königin Marie-Caroline, der an Kinderreichtum mit ihrer Mutter wetteifernden Tochter Maria Theresias.

Weisse, dessen Einfluß so nachhaltig war, ist auch bei uns nicht unbekannt geblieben. Im Stammhause eines sich weit verzweigenden Basler Geschlechtes finden sich noch heute seine Schriften. In der Rückschau ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß ein Teil der jugendlichen Leserschaft von diesem Schriftsteller richtungweisende Impulse empfangen hat. Verschiedene Glieder dieser Familie haben sich später durch soziales Verantwortungsbewußtsein, fortschrittliches Denken, Weitblick im Beruf und im Ratssaale ausgezeichnet und durch ihr Wirken das Glaubensbekenntnis des menschenfreundlichen Schriftstellers, der «in der Gewißheit freudigen Rechttuns» gelebt hat, in die Tat umgesetzt.

Weisse hat seine literarische Tätigkeit neben seinem Amt als Obersteuersekretär in Dresden ausgeübt. Er unternahm öfter Reisen, die ihn zu seinen Freunden führten, und hat auch Schnepfenthal besucht, wo Christian Gotthilf Salzmann (1744–1811) an einer Erziehungsanstalt wirkte. Die beiden Männer fühlten sich, trotzdem ein Altersunterschied von 18 Jahren sie trennte, in ihrer Gesinnung, in dem Wunsche, die Jugend zu bilden, einig. Salzmann hatte sich aus einfachen, bäuerlichen Verhältnissen in den Lehrerstand emporgearbeitet. Er hatte als Kind seiner Zeit ganz bestimmte Vorstellungen, wie die Jugend in Verbindung mit nützlicher Tätigkeit der Tugend zugeführt und dadurch «glücklich und zufrieden» werden könne. «Der Mensch tue nur seine Pflicht» – und das Aufklärungszeitalter zweifelt nicht an seinem Vermögen dazu –, «so geht er auf Gottes Wegen.»

Salzmann spürte das Walten eines höheren Wesens auch in schönen Erscheinungen der Natur. Sie spenden dem Gemüte Trost und

Erbauung, sie bestärken den davon Ergriffenen in dem zähen Vorsetze, «der Tugend treu bleiben zu wollen». Beinahe ist es, als ob Salzmanns Ohr im fernen Schnepfenthal dem Glockenspiel der Potsdamer Garnisonskirche mit ihrem Liede: «Üb immer Treu und Redlichkeit...» gelauscht habe; denn das Grundgebot für seine eigenen dreizehn Kinder, für seine große Schulgemeinde hieß: «Nützliche Tätigkeit ist gleich göttlichem Segen!» Wenn Salzmann seine Schutzbefohlenen, unter denen sich Söhne angesehener und adliger Familien befanden, Gärtchen anlegen ließ, mit ihnen Bäume pflanzte, sie zu Handfertigkeiten anleitete, in die Reitkunst einführte, bildende Schülerreisen mit ihnen unternahm, gab er der alten, aufs Auswendiglernen gerichteten Methode den Abschied. Es gelang ihm, das, was er als Mitarbeiter Basedows im Philanthropin zu Dessau aufgenommen hatte, zu verwirklichen. Durch Entwicklung des Verstandes wird das Kind auf natürliche Weise zur Religion hingeleitet und im Erkennen und Ausüben der christlichen Lehre von selber seine Befriedigung finden. Dieser Gedanke liegt auch Salzmanns Erzählung aus dem Siebenjährigen Kriege zugrunde: «Joseph Schwarzmantel oder, was Gott tut, das ist wohlgetan.» Das wechselreiche Schicksal dieses Waisenknaben, das erbaulich endet, ist auch in Basel gelesen worden.

Die Aufklärer sind keine Revolutionäre im Sinne des Genfer Philosophen gewesen. Ihr Glaube an eine Vorsehung, ihr Betonen der Vernunft im Walten Gottes entspricht im Gegenteil einer neuen Rechtgläubigkeit. Ihnen, die eben aus der gesetzlichen Orthodoxie erwacht waren, widerstrebte aber das sinnlich-phantastische Element, das den Kern der herrnhutischen Lehre umkleidete, und sie ergriffen deshalb doppelt eifrig die Handhabe der Vernunft. Basel war im ausgehenden 18. Jahrhundert als Schauplatz der nebeneinander wirkenden «Deutschen Christentumsgesellschaft» und der höchst lebendigen Herrnhuter Gemeinde zu einem Mittelpunkt geistlicher Bewegungen geworden. Obwohl diese beiden Vereinigungen sich, wenn auch nicht als Gegner, so doch als Konkurrenten empfanden, sind ihnen gewisse Züge gemeinsam. Der übergroße Drang des Moralismus findet sich in den Schriften bei allen Richtungen jener Zeit. Joh. August Urlsperger, der Gründer der sich weit über Europa verzweigenden Deutschen Christentumsgesellschaft, wollte in seinen «brüderlichen Beziehungen» alle Stände, auch seine katholischen Freunde, im Sinne des wahren Reiches Gottes mitumfaßt wissen. Joh. Michael Sailer, der bekannte Theologe, ein Freund von Joh. Caspar Lavater, war der Lehrer von Christoph von Schmid, dessen beliebte Erzählungen und dessen Einfluß nicht zu trennen sind von der Basler Jugend jener Zeit. Es ge-

nügt, an den einen Titel «Der fromme Fridolin und der böse Dietrich» zu erinnern, um an diesem Schulbeispiel zu erkennen, wie sehr die These von der Belohnung des Guten und der Bestrafung des Bösen Trumpf in allen Lagern war.

Unter den Pädagogen der Aufklärungszeit nimmt der Schweizer Joh. Georg Sulzer (1720–1779) deshalb einen wichtigen Platz ein, weil viele seiner Ratschläge wegbleiben sind. Sulzers Laufbahn führte ihn schon mit 22 Jahren als Hofmeister aus seiner schweizerischen Heimat nach Deutschland. Er lernte in Magdeburg Gleim kennen, in Berlin Euler und Maupertuis. Vom Posten eines Mathematiklehrers am Joachimsthalschen Gymnasium wurde er zum Prinzenzieher berufen und erreichte mit 45 Jahren die Stellung eines Lehrers der Philosophie an der königlichen Ritterakademie, einer Erziehungsanstalt für adlige Söhne. Nicht anders als bei seinen Zeitgenossen steht für Sulzer die Tugend als Erziehungsideal obenan. Welcher Weg führte zu diesem Ziele? Der wichtigste Begleiter ist der Verstand. Er ruft den Willen herbei; dieser drückt sich entsprechend den natürlichen Anlagen des Kindes in seinem Handeln aus. Übung und Verfeinerung der Sitten werden zur Gewohnheit, der äußere Mensch reift im Gleichschritt mit seinem Innenleben heran.

Der Generalnenner bei den Vertretern aller genannten Richtungen hieß Gehorsam. Autorität bildete fraglos immer noch den Grundpfeiler des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern. Auf welche Weise, mit welchen Mitteln dieses Ideal zu erreichen sei, darüber entschieden damals wie heute die Weisheit und das Geschick der Eltern. Sulzer rät in seinen Betrachtungen über Strafen und Belohnen, das Kind niemals zu beschenken für einfache Pflichterfüllung. Nur die besondere Anstrengung soll anerkannt werden. In der Tat vermochte schon ein unerwartetes Lob viel. Kam etwa die Erlaubnis hinzu, mit den Erwachsenen das Abendessen zu teilen, so wurde das anstellige und hilfsbereite Mädchen mit einem Male aus dem Umkreis der Kinderstube rühmlich herausgehoben. David Hess teilte offensichtlich die Ansicht Sulzers. Auf dem Pergamentstreifen, dem Diamantring beigegeben, den er seiner Tochter Marie zum Andenken an die Pflege ihres «verewigten Bruders Adolf weihte», heisst es u. a.: «...auch lohnt sich jede gute Tat von selbst.» – «Verlange nur recht strikten Gehorsam von ihnen», mahnt eine Generation später eine Mutter ihre jüngere Schwester, der sie vor der Geburt eines dritten Kindes ihre zwei älteren Sprößlinge ans Herz legt. «Jaki weiß schon recht gut, daß es so sein muß, und auch das zweijährige Luisli fängt an ein kleines Pflichtgefühl zu bekommen.» Diese Baslerin, im selben Jahre 1813 wie Sören

Kierkegaard geboren, empfiehlt mit ihren Worten das, was der berühmte Däne niederschrieb über die Kunst, schon früh etwas von seinen Kindern zu fordern und dadurch ihren Willen zur eigenen Verantwortung zu wecken. Er sagt: «Meine Kindheit ist glücklich gewesen, weil sie mich durch ethische Eindrücke bereichert hat. Laßt mich noch einen Augenblick bei ihr verweilen, . . . sie kann mir Gelegenheit geben, noch einmal zu beleuchten, was ich sage: daß der Gesamteindruck der Pflicht die Hauptsache ist, keineswegs die Mannigfaltigkeit der Pflicht. Wird diese geltend gemacht, dann ist das Individuum herabgesetzt und zerstört. In dieser Beziehung war ich nun als Kind glücklich, denn ich hatte niemals viele Pflichten, sondern im allgemeinen nur eine, aber diese hatte es dafür auch in sich. – Im übrigen genoß ich meine Freiheit.»

Kierkegaards Forderung, schon im Kinde die werdende Persönlichkeit zu achten, ihr eine gewisse Freiheit zu lassen, ist damals, als er diese Worte aussprach, kaum nach Basel gedrungen. Dagegen wurde, wie bereits erwähnt, Schleiermacher bei uns gelesen. Schleiermacher wird zu den Frühromantikern gerechnet. Er stand also im Gegensatz zur Aufklärung und ebenso stand er, nach den Erfahrungen seiner Jugendzeit, den Herrnhutern kritisch gegenüber. Er hatte bei ihnen unter der geistlichen Bevormundung gelitten, die dem Einzelnen, vor allem dem begabten Kinde, zu wenig innere Freiheit ließ. «Produktive Naturen bedürfen der Einsamkeit», rief er später von der Berliner Kanzel aus seinen Zeitgenossen zu, «ehre die Eigentümlichkeiten deiner Kinder!» Er anerkannte die Macht der Phantasie, die, durch Märchenerzählungen angeregt, «über Gewalt und Beschränkung hinaustragend» ihre Wirkung zu tun vermag. Damit war weder weichliches Nachgeben gemeint, noch daß Festigkeit mit Härte verwechselt werden darf; er wünschte aber innewohnende Funken zum Sprühen zu bringen. Moralisch auf Verhaltensmuster festgelegt, den Eigenwillen scheuend, wurde auch bei der Pflege der Liebhabereien, beim Zeichnen und Malen dem Schöpferischen zu wenig Spielraum gelassen. Jedenfalls wurde Sulzers Anregung, dem «Verstande, besser gesagt, den Gaben eines Kindes wie einem Bache nachzugehen», nicht genügend Gewicht beigelegt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stickte und gestaltete man nach Vorlagen. Im Musikunterricht war es nicht anders. Skizzenbücher zeugen davon, wie der emsige Stift geschickter Hände sich geübt hat, wie z. B. Blattstudien ganze Seiten, reihenweise wie in Schönschreibheften, ausfüllen. Dieselbe junge Dame, von der diese Dokumente stammen, gab mit der Sticknadel aufs feinste die Natur wieder, aber alles auf vorgeschriebenen Bahnen.

In den pädagogischen Schriften aus der Aufklärungszeit, praktisch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein, steht unter den Erziehungsmaximen die Ordnung hoch im Kurse. Sulzer meint nicht nur, daß Liebe zur Ordnung vonnöten sei, um «tugendhafte, rechtschaffene Menschen» heranzubilden. Er weiß, daß geordnete Gewohnheiten auch beim Schlafen und Essen geeignet sind, die «kleine Haushaltung» der Kinder wohltätig zu beeinflussen. Insofern ist Ordnung ein hochzuhaltendes, unverletzliches Grundgesetz. «Oh, wie viele Vergeßlichkeiten!» ruft einmal Antistes Jakob Burckhardt aus: «Fritz vergißt buchstäblich das Hemd – bei einem Besuch auf dem Lande –, Hanna die Samtbündel, Louise läßt ihrerseits gemäß löblicher Gewohnheit ihren Parapluie im Antistitium in Basel liegen!» Und das mußte ein Vater erleben, der seine Töchter, als sie noch klein waren, angefeuert hatte, sich im «flinken Anziehen zu üben, sich Mühe zu geben im Aufräumen und in der Liebe zur Ordnung».

Fast ebenso großen Wert legte man auf Fleiß. Die Kinder sollten stets beschäftigt sein, sich früh im Stillesitzen üben und dabei ihre Hände regen lernen. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde der Erzieherin in einer vornehmen, sich durch besonders fähige Männer auszeichnenden Basler Familie dringend eingeschärft, ihre Zöglinge nie bloß zu unterhalten, z. B. ihnen vorzulesen, ohne daß diese dabei ihre Finger bei einer Handarbeit gerührt hätten. Selbstverständlich handelte es sich bei dieser hausväterlichen Anordnung nicht um Förderung der «Fingerseligkeit». Die als Prototyp angezogene Familieneinheit zeigte aber später am lebendigen Beispiel, wie bei Vertretern von Wissenschaft und Industrie früh schon durch zähes Festhalten an einer Arbeit jener Fleiß geweckt worden ist, ohne welchen «niemals zusammenhängende Einsichten und Fertigkeiten» erworben werden können. Fleiß schloß auch kindliche Trägheit in dem Sinne aus, daß kleine Pflichten nicht auf Dienstboten abgeschoben werden durften. Diese Weisung war nicht unberechtigt für Zeiten, wo in großbürgerlichen Häusern für Küche und Zimmer, Kinderstube, Garten und Stall Personal vorhanden war. Wie leicht ließ sich die Kindermuhme von einer ihr ans Herz gewachsenen Schmeichelkatze überreden: «Komm Karlina, sei mein Johannesle!»

Sulzer, der Herrschaft der Vernunft verschrieben, fordert die Beherrschung der Triebe, nicht der Neigungen. Er verlangt Standhaftigkeit, Bemeisterung des Affekts, dagegen kein Unterbinden der Redefreiheit – eine bemerkenswerte Meinung in der Zeit des Reifrocks und des Schnürleibes. Am Beispiel der Eltern lerne das Kind den Umgang mit andern Menschen, mit hoch und niedrig. «Ich

finde die Kinder, die zu Luise kommen, so gesittet und artig, daß ich auch für sie keinen schlimmen sittlichen Einfluß der Dorfschule besorge.» Mit dieser Feststellung beschwichtigte 1853 eine Pfarrfrau im Baselbiet die Einwände der städtischen Verwandtschaft, die denn doch nicht ohne Bedenken vernommen hatte, daß das siebenjährige Töchterlein nicht mehr ausschließlich zu Hause unterrichtet werde. Wurde Sulzer in der Schweiz gelesen? Wenn nicht, so glich das Verhalten doch in manchem seinen Ratschlägen. «Kinder müssen angehalten werden, den Dienstboten mit aller Freundlichkeit zu begegnen.» «Willst Du so gut sein?» und «Du kannst Dich bei Soundso bedanken!» für einen besonders geleisteten Dienst war eine stehende Redensart und prägte sich den Kindern früh ein. Kein Wunder, daß meistens in diesen Familien das Gesinde jahrelang aushielt und mit dem Hause verwuchs.

Der Philosoph Sulzer, der in seinem Suchen nach Lebensweisheit aus der Antike schöpfte, verlor seine eigene Zeit doch nicht aus den Augen. Er forderte die Eltern als die ersten, natürlichen Lehrmeister auf, ihre Kinder nicht blind an der Ungleichheit der Verhältnisse vorbeisehen zu lassen. Er ist mit seinen Vernunftgedanken darüber einem Hang, der das alte, namentlich das pietistische Basel kennzeichnete, stark entgegengekommen. Diese Ausstrahlung läßt sich weit über die Grenzen seiner Lebenszeit hinaus verfolgen. Die Bemühung, das kindliche Verständnis schon früh auf die Verschiedenheit der Lese aufmerksam zu machen, scheint mir einleuchtend aus dem Titel einer Kindergeschichte hervorzugehen. Der Akzent liegt im moralischen Nachsatz: «Die Schloßmutter oder Reichtum ist ein köstliches Messer, aber man muß es zum Brotausteilen, nicht zum Verwunden gebrauchen.» Der kindlichen Leserschaft stellte sich die Schloßfrau im farbigen Bilde genau so vor wie die eigene, zum Wohltun geneigte Mutter, nämlich als eine Dame, winterlich gekleidet mit Kapotthütchen, von dem eine Feder herunterwallte, mit Krinoline, pelzbesetztem Mantel und Muff. Die hübsche Erzählung war geeignet dem Fabrikantentöchterlein seine eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse zu illustrieren, in denen es um 1849 herum im idyllischen Schönthal aufwuchs. Die Jahre 1850–57 hatten eine anhaltende Wirtschaftsblüte mit sich gebracht, die dann rasch von einer Krise abgelöst wurde. In Basel gab es damals ebensowenig wie in der übrigen Schweiz staatliche Beihilfen oder Versicherungen gegen Krankheiten, Sterbefälle, Armut. Die Löhne waren niedrig, der Arbeitstag lang. Das Recht zu ausgleichenden Forderungen der Arbeiterschaft wurde im patriarchalischen Zeitalter verweigert. Dagegen wird immer wieder bezeugt, daß einsichtige und mitfühlende Brotherren Verbesserungen der sozialen Ungleichheit anstrebten,

namentlich auch, daß sie von den eigenen beträchtlichen Gewinnen freiwillig mit großer Kelle abschöpften zugunsten ihrer minder bevorzugten Brüder.

Der Theologe F. H. C. Schwarz hat, ein Menschenalter später als Sulzer, Gedanken über Mädchenerziehung veröffentlicht. Er geht zur Begründung seiner Ansichten zwar auf Salomo, auf Homer und nach Sparta zurück, im ganzen aber spinnt er am selben Faden weiter wie Rousseau, der seinem «Emile» vor allem eine tüchtige Gattin und Hausmutter beigelegt zu sehen wünscht. Schwarz, der Schwiegersohn Jung-Stillings, sieht in einem Mädchen ausschließlich die künftige Hausfrau, Regentin, Bewahrerin der Sitten. «Die- nen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung» – die zeitgenössischen Goetheschen Verse aus «Hermann und Dorothea» mit ihrem zugleich gebieterischen, lebensklugen und verheißungsvollen Inhalt blieben in Basel lebendig, weit über das Datum eines Eintrages auf ein Albumblatt hinaus.

Mit der Forderung nach Reinlichkeit, die Schwarz bezeichnenderweise zu seiner Zeit als «kostspielig, mehr den Gebildeten» vorbehalten erwähnt, verbindet sich die nach Schamhaftigkeit. «Jeux de mains – jeux vilains», auch in diesem gern zitierten Sprüchlein, das von Lyon her zu einer Basler Familie gewandert ist, mag etwas davon weitergelebt haben, was Schwarz und ebenso Sulzer als keusche Zurückhaltung empfohlen haben. Heute erscheinen solche Ermahnungen lächerlich. Die hygienischen Einrichtungen der modernen Wohnweise, Hallen- und Strandbäder, Sauna und Schönheitskuren sorgen für Körperpflege in allen Schichten. Der freie Verkehr der Geschlechter triumphiert über die ängstlichen Vorkehrungen und Gebote aus einer Zeit, die doch ihrerseits sich nicht nur als fortschrittlich, sondern als revolutionär empfunden hat.

Nachdenklichen Naturen ist es nicht gegeben, nach eigenem Belieben die Vergangenheit abzuschütteln. Das vermeintlich längst überholte, überwundene Erbe der Väter, das geistige Herkommen läßt sich nicht ohne weiteres verdrängen, sondern ragt als geschichtlich gewordenes Bild in die Gegenwart herein und behauptet im Denken beharrlich seinen Platz. Im Vorstehenden ist versucht worden, an gewisse Merkmale zu erinnern, die das Bild baslerischer Familienzucht geprägt haben. Vor dem Leser werden gewiß im Blick auf die Vergangenheit aus dem unerschöpflichen Stoff weitere Besonderheiten auftauchen, andere Betonungen und Verbindungen sich ergeben, die eine Brücke schlagen zu den geistigen Bewegungen, welche anderthalb Jahrhunderte hindurch wirksam gewesen sind. Solche Rückschau mag nicht frei von Kritik sein. Ihr gegenüber darf aber doch auch, im Gedanken an so viele gewissenhafte

und hingebende Basler Frauen, an eine weitere Maxime von F. H. C. Schwarz erinnert werden:

«Eine Mutter jagt ihr Kind einem Löwen ab!»

Literatur

- Karl Friedrich von Klöden*, Jugenderinnerungen, Leipzig-Grunow, 1874.
Friedrich Schleiermacher, Predigten über den christlichen Hausstand, Berlin 1826, bei Georg Reiner, III.–V. über christliche Kinderzucht.
Christoph von Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, München 1868.
F. H. C. Schwarz, Grundsätze der Töchtererziehung für die Gebildeten, Jena 1836 (Erstausgabe 1792), in der Crökerschen Buchhandlung.
Job. Georg Sulzer, Pädagogische Schriften, herausgegeben von Dr. W. Klinke, Langensalza 1922, Hermann Beyer Söhne.
Christian Felix Weisse, Selbstbiographie, herausgegeben von seinem Sohne, Leipzig 1806, bei Georg Voss.
Job. Wilhelm von Ausfeld, Christian Gotthilf Salzmann, Stuttgart 1845, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung.
Karl Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, 1947 evangelischer Verlag Zollikon-Zürich.
Max Geiger, Aufklärung und Erweckung – Beiträge zur Erforschung Johann Heinrich Jung-Stillings und der Erweckungstheologie, Zürich 1963, Evang. Verlag Zollikon.
Hans R. Günther, Jung-Stilling, Ernst Reinhardt Bücherreihe, München 1948, 2. Auflage, J. und S. Federmann-Verlag.
Wilfried Häberli, Der erste Klassenkampf in Basel (Winter 1868/69), Basler Zeitschrift Bd. 64 (1964), Verlag der Histor. und Antiquar. Gesellschaft.
W. Hadorn, Geschichte des Pietismus in den schweizerischen reformierten Kirchen, Konstanz-Emmishofen 1901, Verlag Karl Hirsch.
Alfred Hüttner, Die Pädagogik Schleiermachers, Langensalza 1907, Pädagogisches Magazin, Heft 295, Hermann Beyer & Söhne.
Wilhelm Rössler, Die Entstehung des modernen Erziehungswesens in Deutschland, Stuttgart 1961, W. Kohlhammer-Verlag.
Peter P. Rohde, Sören Kierkegaard in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlts Taschenbuch 1960.
Ernst Sarasin, Gedeon Sarasin und seine Nachkommen, Basel 1928 Privatdruck, Frobenius-Verlag, Basel.
G. Stephan, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Wiesbaden 1891, Verlag J. F. Bergmann.
Paul Wernle, Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, Tübingen 1924, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
 Private Briefsammlungen und Dokumente.